



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die Epochen der deutschen Geschichte

Haller, Johannes

Stuttgart [u.a.], 1950

Neuntes Kapitel

[urn:nbn:de:hbz:466:1-75797](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-75797)

NEUNTES KAPITEL

Der landesherrliche Absolutismus. — Ständige Einmischung Frankreichs. — Ludwigs XIV. Pläne. — Einkreisung Deutschlands. — Die Kriege gegen Ludwig XIV. — Straßburg und Ungarn. — Die österreichische Großmacht. — Dauernde Spaltung im Reich. — Die russische Großmacht. — Gefahr der Aufteilung.

Der Westfälische Friede bildet einen Abschluß und zugleich einen Anfang.

Er schließt die Epoche der Kämpfe um Glauben und Verfassung des Reiches. Von beidem braucht in Zukunft nicht mehr die Rede zu sein, Glaubenseinheit und kaiserliche Monarchie sind von keiner Seite mehr erstrebt worden. Beides gehört seit 1648 der Vergangenheit an. Anstatt kaiserlicher Majestät regiert ein für alle Male der Landesherr.

Serenissimus hat unendlich viel zu tun, denn es gilt zunächst, ein ruiniertes Land wiederherzustellen. Er hat dafür auch eine viel größere Macht als früher, denn seine Gegenspieler, die Stände, sind durch Verarmung kraftlos, der Fürst aber — in den größeren Territorien, von denen das Schicksal der Nation im ganzen bestimmt wird — der Fürst ist von den Kriegszeiten her im Besitz einer bewaffneten Macht und behält sie auch im Frieden bei. Das stehende Heer, der *miles perpetuus*, hält seinen Einzug in Deutschland, und auf ihn gestützt der fürstliche Absolutismus. Nicht daß die Stände beseitigt worden wären. Landtage und Ausschüsse bleiben bestehen, aber doch an den meisten Stellen nur so, wie man eben ein altes Gebäude stehen läßt, das nicht mehr bewohnt wird: sie werden zu Ruinen, historisch interessant, mitunter schön und ehrwürdig anzusehen, aber praktisch wertlos, wenn nicht störend.

Auch dort, wo sie ihre »habenden Rechte und Privilegien« in zähen Kämpfen verteidigen, wie etwa in Württemberg oder Hannover,

leisten sie doch für das öffentliche Leben wenig oder nichts und müssen sich schließlich, wenn nicht auswärtige Mächte ihnen zu Hilfe kommen, allemal dem Willen des Fürsten beugen. In der Theorie mag die staatliche Hoheit nach wie vor zwischen Fürst und Ständen geteilt sein, in Wirklichkeit ist der Fürst Herr des Staates und seiner Kräfte, auch im äußeren Auftreten und in den Augen der eigenen Untertanen umkleidet mit allen Abzeichen eines höheren Wesens. Der Landesvater wird zum Herrgott auf Erden.

Die Wirkungen hiervon kann man kaum zu hoch anschlagen. In mancher Hinsicht, und vor allem für den ersten Augenblick waren sie gewiß günstig. Zum Wiederaufbau des zerstörten Landes bedurfte es eines festen und einheitlichen Willens, der befehlen konnte, und die meisten der deutschen Fürsten haben in dieser Beziehung Großes geleistet. Auch späterhin, als das Schlimmste überwunden war, hat es unter den vielen kleinen, mittleren und großen Landesherren Deutschlands nicht wenige vortreffliche Regenten gegeben. Natürlich fallen die Ausnahmen stärker auf als die Regel, aber man täte unrecht, nach ihnen den Zustand im allgemeinen zu beurteilen. Alles in allem genommen, ist der fürstliche Absolutismus dem Lande von Nutzen, und unter allen Umständen ist er besser gewesen als eine Vorherrschaft der Stände. Denn er hat Deutschland vorwärts und aufwärts geführt, was die ohnmächtige, selbstsüchtige Opposition von Edelleuten, Prälaten und Bürgermeistern nie vermocht hätte.

Dennoch sind die unheilvollen Wirkungen dieses neuen Herrschertypus nicht zu übersehen. Der Absolutismus erniedrigt die Menschen; nur auf Entfernung ist er erträglich, in der Nähe wirkt er lächerlich oder schrecklich oder beides zugleich. Wir lachen über die hohle Würde des Fürsten Irenäus von Sieghartsweiler in Hoffmanns »Kater Murr«, wir lachen noch mehr über Fritz Reuters »Dörchläuchting«, diese klassische Karikatur des Duodeztyrannen, der auf jeder Spazierfahrt sich in acht nehmen muß, daß er seine Grenzen nicht überfahre. Er erscheint uns als ein komisches Gespenst. In

der Literatur ist das Gespenst harmlos, in der Wirklichkeit konnte es Todesurteile fällen und vollstrecken lassen, und seine lieben Untertanen zitterten davor, daß es allzusehr bestrebt sein könnte, sie glücklich zu machen. Friedrich Wilhelm I. von Preußen, der die Leute auf der Straße mit Prügeln bedachte, wenn sie seinen Unwillen reizten, der nur mit Mühe davon abgehalten werden konnte, seinen eigenen Sohn gegen den Spruch des Gerichts hinrichten zu lassen, ist eine lebendige Illustration dazu, und Karl Eugen von Württemberg keine weniger schlimme. Die Angst vor dem allernädigsten Landesherrn hat dem deutschen Bürgersmann noch lange in den Knochen gelegen, als die Gefahr schon verschwunden war. Von dieser ererbten Angst vor der Regierung wird wohl auch zum guten Teil die Charakterlosigkeit in öffentlichen Dingen herühren, in der der Deutsche alle anderen Völker übertrifft, und als Gegenstück dazu die heimliche Verbissenheit der Opposition, die man in dieser Weise nirgends so entwickelt findet wie bei uns. In dieser Beziehung sind die Folgen des Zustands, den der Westfälische Friede geschaffen, noch lange nicht überwunden.

Kann man darin im Grunde nur letzte Ausgestaltungen viel früherer Anfänge, gleichsam reifende Früchte der alten Aussaat deutscher Kleinstaaterei erblicken, so ist mit dem Jahre 1648 etwas anderes ins Leben getreten, das schlechthin neu genannt werden muß. Das ist die ständige Einwirkung Frankreichs auf Deutschland, seine stetige, bestimmende Einmischung in die deutschen Angelegenheiten. Das hatte man bis dahin nicht gekannt. Verbindungen deutscher Fürsten mit der französischen Krone waren wohl gelegentlich vorgekommen und mitunter auch von großer Wirkung gewesen, wie zum Beispiel der Vertrag von Chambord im Jahre 1552. Aber das waren Episoden, vorübergehende Konstellationen. Seit 1648 wird es ein dauernder Zustand, daß Frankreich in Deutschland hineinregiert.

Die Fürsten des Reichs stehen auch in der nächsten Zeit nach dem Frieden immer noch unter dem Eindruck der überstandenen Gefahr. Immer noch fühlen sie sich vom Kaiser bedroht und scharen

sich um den französischen König als ihren natürlichen Schützer. Dieser wird dadurch zum Führer der deutschen Opposition gegen den Kaiser. Als im Jahre 1658 Kaiser Leopold I. gewählt wurde, war die französische Politik so glücklich, ihm von vornherein eine organisierte Partei gegenüberzustellen. Eine Anzahl deutscher Fürsten, an der Spitze der Kurfürst von Mainz, bildeten im Verein mit Frankreich den Rheinbund zum Schutz ihrer Freiheiten gegen etwaige Angriffe von kaiserlicher Seite. Der Bund wuchs in den nächsten Jahren, andere Fürsten, sogar Brandenburg traten ihm bei. Positives hat er nicht geleistet; seine Bedeutung besteht darin, daß er zeigt, wie die Dinge lagen: der Kaiser steht fortwährend im Schach, das ihm Frankreich bietet, indem es die Fürsten des Reiches als Figuren benützt.

Unter französischem Schutz haben sich denn auch die innerdeutschen Verhältnisse nach 1648 neu befestigt. Der Kaiser wird zu einem Zeichen, dem widersprochen wird. Als regierende Behörde konstituiert sich der Reichstag, der seit 1663 in Permanenz zu Regensburg tagt, ein ununterbrochener Gesandtenkongreß, der fast nie einen Beschluß zustande bringt und an dem der Gesandte Frankreichs das große Wort führt.

Die formale Möglichkeit zu dieser fortwährenden Einmischung hatte Frankreich im Frieden von Münster gewonnen. Dort war die Verfassung des Reichs geregelt, waren die Rechte der Reichsstände festgesetzt worden durch einen Vertrag zwischen Kaiser und Reich und dem König von Frankreich. Der König war damit zum Bürgen der Reichsverfassung geworden, und aus der Bürgschaft für die Rechte der Stände ergab sich von selbst die Überwachung der innerdeutschen Angelegenheiten. Die materielle Möglichkeit zu dieser Rolle hatte Frankreich gewonnen durch das Übergewicht, das ihm der Westfälische Friede in ganz Europa und insbesondere gegenüber Deutschland gegeben hatte. Was Deutschland betrifft, so gründete es sich auf eine Tatsache: den Erwerb einer Stellung im Elsaß. Sie war vorerst noch nicht sehr stark, weder abgerundet noch ausge-

dehnt — nur die früheren Besitzungen der Habsburger — eine dünne Vorpostenkette, aber sie genügte, um einen steten Druck auszuüben. Man mußte sie nur ausbauen, erweitern, verstärken, dann konnte der Druck sich in beherrschenden Zwang verwandeln.

Darauf ist nun in der nächsten Zeit das Absehen der französischen Politik gerichtet: das ganze Elsaß, womöglich das ganze linke Rheinufer, mindestens noch die linksrheinische Pfalz zu gewinnen, um von dort aus sich Süddeutschland, ja Deutschland überhaupt jederzeit dienstbar zu machen. Dabei ist es den Franzosen nicht eigentlich um Deutschland selbst zu tun. Dieses verarmte, verhungerte Land hat eigentlich nur als Werbeplatz für Soldaten einen Wert, und als solcher dient es in jedem Fall. Es ist an sich weder begehrenswert noch gefährlich. Um was es sich handelt, das ist der alte Gegensatz von Frankreich gegen Habsburg-Spanien.

Im Westfälischen Frieden war der Kaiser genötigt worden, Spanien gegen Frankreich allein weiterkämpfen zu lassen, und elf Jahre später hatte Frankreich im Pyrenäischen Frieden (1659) seinen Siegespreis auch gegen Spanien eingebracht. Was man in Paris fürchtete, das war eine Wiedervereinigung der beiden habsburgischen Linien Spanien und Österreich bei dem bevorstehenden Aussterben der spanischen Königsfamilie. Wenn dieser Fall eintrat, war Kaiser Leopold Erbe der gesamten spanischen Monarchie, das heißt Spaniens, Neapels, Mailands, Belgiens und der überseeischen Besitzungen. Daß die Weltmonarchie Karls V. in solcher Weise wiedererstand, konnte Frankreich nicht zulassen. Dagegen machte man in Paris sich selbst Hoffnungen auf die spanische Erbschaft, da Ludwig XIV. Gemahl einer spanischen Königstochter war. In der vorauszuhenden Auseinandersetzung über diese Frage die Kräfte Deutschlands gegen den Kaiser ausspielen zu können, war für die französische Politik von begreiflichem Wert. Sie konnte es am sichersten, wenn sie in der Lage war, vom Elsaß und vom Rhein her beliebig in Süddeutschland einzufallen und über Ingolstadt und Regensburg auf Wien zu marschieren.

Dahinter stand dann wohl noch etwas anderes. Ludwig XIV. war erfüllt von dem Stolz auf seine Vormacht in Europa und wünschte sich für sie auch den äußeren Ausdruck. Er fühlte sich als rechtmäßigen Erben Karls des Großen und sah alles, was diesem einst gehört hatte, eigentlich als ihm gebührend an. Er wollte am liebsten Kaiser werden, wie es schon seine Vorfahren im 13. und 14. Jahrhundert wiederholt gewollt hatten. Wenn dieser persönliche Wunsch auch zurückgestellt werden konnte, so blieb doch das Bestreben, den Habsburgern die Kaiserkrone zu entreißen. Dazu mußte man die Kurfürsten beherrschen, von denen nicht weniger als vier am Rhein ihren Sitz hatten und ein fünfter, Bayern, vom Oberrhein aus zu erreichen war. Den Rhein womöglich ganz in die Hand zu bekommen, ist darum das deutlich erkennbare Ziel der königlichen Politik. Und wie der König, so dachte damals die französische Nation. Auch sie fühlte sich als Nachkommenschaft und rechtmäßige Erbin der Franken und forderte, daß der französische Staat die Grenzen des alten fränkischen Reiches gewinne. Das deutsche Reich gehört nach dieser Auffassung von Rechts wegen zu Frankreich, zum mindesten aber die Rheingrenze ist eine gebieterische Forderung. Gedanken, die früher gelegentlich aufgeblitzt waren, setzen sich fest und werden Gemeingut: Frankreichs natürliche Grenze ist der Rhein. Dies ist die politische Lage, in der sich Deutschland seit 1648 gegenüber seinem übermächtigen Nachbarn befindet. Sie hat sich bald genug in den Ereignissen enthüllt, als Ludwig XIV. daranging, seine Pläne zu verwirklichen. Von Rechts wegen hätten sie gelingen müssen, und sie wären gelungen, wenn Ludwig es über sich vermocht hätte, sich in seinen Wünschen zu beschränken und seinen Angriff mit gesammelten Kräften auf ein begrenztes Ziel zu richten. Hätte er sich damit begnügt, zunächst einmal das Haus Habsburg aus der Kaiserwürde zu verdrängen, Deutschland indirekt zu beherrschen, nach und nach die linksrheinischen Lande von sich abhängig zu machen — man kann sich schwer vorstellen, daß er es nicht erreicht haben würde. Er konnte zu diesem Zweck über-

legene eigene Kräfte ins Feld führen und außerdem über wertvolle Bundesgenossen verfügen. Die deutschen Fürsten waren nur zu geneigt, sich ihm anzuschließen. Ihre Angst vor Habsburg, ihre Bettelarmut gepaart mit dem eitlen Bestreben, ihren *état* zu *maintenieren*, das heißt Großmacht im kleinen zu spielen, den französischen König mit Soldaten, Bauten, Hofhalt nachzuäffen, trieben sie um die Wette Frankreich in die Arme. Mit huldvollen Gesten und baren Pensionen konnte man viel bei ihnen erreichen. Im äußersten Fall tat die Furcht das übrige, wenn der allerchristlichste König seine Bataillone gegen den Rhein anrücken ließ.

Frankreich verfügte außerdem über Schweden, das seine Großmachtstellung mit französischer Hilfe erobert hatte und nur mit französischer Hilfe behaupten konnte, das aus diesem Grunde schon jedem Wink aus Paris zu folgen genötigt war. Auch Polen war eine Hilfskraft, auf die man im allgemeinen gegen den Kaiser zählen konnte. So war das Reich von Westen, Norden und Osten durch Frankreich und seine Trabanten umstellt. Um aber die Einkreisung vollständig zu machen, hatte Frankreich es in der Hand, das deutsche Reich auch an der südlichen Ostfront angreifen zu lassen durch die Türken. Sie standen, seit Karl V. auf den größeren Teil von Ungarn verzichtet hatte, um gegen die Protestanten die Hände frei zu haben, an der Donau, sogar Ofen gehörte ihnen als Brückenkopf auf dem rechten Ufer des Stromes. Der ungarische Königstitel des Kaisers war eigentlich eine leere Theorie und Wien beinahe Grenzstadt zu nennen. Nun war die türkische Macht allerdings sehr zurückgegangen, aber durch ihre Massen konnte sie immer noch gefährlich werden, vollends wenn gleichzeitig mit ihr die Franzosen im Westen angriffen. In einem solchen Zweifrontenkrieg hätte Deutschland sich schwerlich halten können.

Aber Voraussetzung war, daß Frankreich keine anderen Gegner hatte, und dies hat Ludwig XIV. verdorben. Er wollte nicht nur das Elsaß, die Rheingrenze, die Herrschaft über Deutschland, ihm kam es noch viel mehr auf Belgien und Italien an, und daneben wollte er

auch in Industrie, Handel, Schiffahrt und Kolonien sein Land zum ersten der Welt machen. Damit rief er alle Mächte gegen sich auf den Plan: Spanien, die Niederlande und England. In diesem Kampf gegen die ganze Welt ist er unterlegen. Nur gegenüber Deutschland hat er sein Ziel wenigstens zur Hälfte erreicht.

Sein erster Stoß 1667 richtete sich gegen die spanischen Niederlande, der zweite 1672 gegen Holland. Erst als diese beiden Unternehmungen in der Hauptsache mißglückt waren, wandte er sich gegen Deutschland. Ein Vorspiel hatte es schon gegeben, 1670 war der Herzog von Lothringen vertrieben, sein Land Frankreich einverleibt worden. Die Jahre nach dem Frieden von Nymwegen (1679) sind der Annexion des Elsaß gewidmet. Sie erfolgte bekanntlich im Wege des Zivilprozesses, indem vor französischen staatlichen Ausnahmegerichten (*Chambres de réunion*) die ursprüngliche Abhängigkeit der noch freien Teile des Elsaß von den französisch gewordenen Orten mit allen Künsten nachgewiesen wurde. Den Abschluß bildete im Oktober 1681 die Besetzung von Straßburg.

Dagegen regte sich in Deutschland der Widerstand. Ein großer Teil der Fürsten sah ein, daß jetzt die Gefahr — viele von ihnen waren persönlich durch die Reunionen in ihren elsässischen Herrschaften betroffen — deren man sich bisher von seiten des Kaisers erwehren zu müssen geglaubt hatte, in Wahrheit von Frankreich drohte. Und in weiten Kreisen erwachte das Gefühl dessen, was da geschah. In jenen Tagen ist zum ersten Male seit langer Zeit wieder ein Hauch nationaler Empfindung in Deutschland zu spüren. Französische Gewalttaten hatten es der Nation zum Bewußtsein gebracht, in welcher Lage sie sich befand. Der Wunsch, dem ein Ende zu machen, war lebhaft und drängte auf Erfüllung. Wenig fehlte, so wäre der Krieg erklärt worden. Aber Ludwigs Karten waren doch stärker. Die Opposition einiger führenden Fürsten, am meisten Brandenburgs, das ganz für Frankreich gewonnen war, lähmte die ganze Bewegung. Und dazu wirkte jetzt der stärkste Trumpf: die Türken marschierten gegen Wien (1683). Unter äußerster Anstrengung wurde diese Ge-

fahr abgewandt, der Sieg des Herzogs von Lothringen am Kahlenberg befreite Wien und machte die Ostfront für den Augenblick frei. Aber zum Schlag gegen Westen reichten Kräfte und Mut nicht mehr. In Wien entschloß man sich, Straßburg und das Elsaß aufzugeben. 1684 kam ein zwanzigjähriger Waffenstillstand mit Frankreich zustande, der diesem alles ließ, was es genommen hatte. Dafür wandte der Kaiser in den nächsten Jahren alle Kraft gegen die Türken. Bis 1686 ward ganz Ungarn erobert, dann die Donau überschritten, 1688 fiel Belgrad. Die Wege nach dem Balkan waren geöffnet. Für Ludwig XIV. war dies ein Grund mehr, wieder loszuschlagen. Er konnte nicht dulden, daß sein natürlicher Bundesgenosse, die Türkei, ganz außer Gefecht gesetzt wurde, zum mindesten mußte er jetzt seine Beute in Sicherheit bringen. Der Krieg, den er noch 1688 eröffnete, hatte die Eroberung der Pfalz zum Ziel. Er hat das Ziel verfehlt. Denn er hatte es mit ganz Deutschland und nicht mit Deutschland allein zu tun. Seine deutschen Bundesgenossen waren abgefallen. Die brutale und heuchlerische Einverleibung des Elsaß, der Raub von Straßburg waren unvergessen. Daß er der Verbündete der Türkei war, hatte viele abgeschreckt, anderes — namentlich die Austreibung der Hugenotten — kam hinzu. Im pfälzischen Krieg 1688—97 hatte er zum ersten Male ganz Deutschland gegen sich, während gleichzeitig eine europäische Koalition mit England an der Spitze ihm entgegentrat. Dem war Frankreich nicht gewachsen. In Belgien, am Rhein, in Oberitalien und auch noch zur See gleichzeitig zu siegen, war es nicht imstande. Dennoch hat Deutschland nicht viel dabei gewonnen. Daß Lothringen wieder herausgegeben wurde, war kein großer Gewinn, wenn das Elsaß französisch blieb. Es wäre diesmal wohl möglich gewesen, es zurückzuerobern. Es geschah nicht, weil man in Wien zum zweiten Male östlich statt westlich sich orientiert hatte. Die Türken hatten wieder angegriffen, Belgrad 1690 wieder genommen, und in der Einsicht, daß er nicht stark genug sei, auf zwei Fronten zu siegen, entschied sich der Kaiser für die östliche und gab die westliche

preis. Um Ungarn zu behaupten, wurde das Elsaß geopfert. Der Zweck wurde erreicht. Der Sieg des Prinzen Eugen von Savoyen bei Zenta 1697 machte der Türkengefahr ein Ende, der Friede von Karlowitz 1699 lieferte ganz Ungarn endgültig an Österreich aus, die Ostfront war frei und sicher. Aber die Westfront war dafür verlassen.

Man hat die Wahl im Rate des Kaisers mit vollem Bewußtsein getroffen. In den Verhandlungen, die dem entscheidenden Beschluß vorausgingen, hat der Reichsfeldherr, Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden, das denkwürdige Urteil über die Bedeutung Straßburgs gefällt: »Für Deutschland dient diese Stadt zu nichts anderem als einer beständigen Versicherung des Friedens, für Frankreich ist es aber eine immer offenstehende Kriegspforte, woraus es, so oft es nur will, in das platte Land losbrechen kann. Nichts ist klarer, als daß Frankreich, solange es Straßburg . . . zurückzugeben Ausflüchte macht, sich das Hauptmittel nicht entzogen wissen will, wodurch Deutschland und das ganze Reich von ihm nach Belieben überfallen werden kann.« Wenn man sich trotzdem in Wien für den Verzicht auf Straßburg entschied, so ist das immerhin begreiflich. Die östliche Gefahr war nun einmal für den Kaiser als Landesherrn von Österreich die unmittelbarere und drohendere; so lange sie bestand, war jede Kraftentfaltung auch im Westen gelähmt, und schließlich gab es in Ungarn einen reichen Mehrgewinn einzuheimsen, mit dem sich die Rückerwerbung der kleinen alten Hauslande im Elsaß nicht vergleichen ließ. Der Kaiser urteilte als Landesherr, und da war ihm das ungarische Hemd näher als der elsässische Rock. So blieben Straßburg und das Elsaß damals bei Frankreich.

Im deutschen Volk hat man diese Auffassung vielfach geteilt. Die Türkenkriege wurden weithin als nationale Sache angesehen, viel mehr als die Kämpfe gegen Frankreich; die Siege des »Türkenlouis« und des Prinzen Eugen beschäftigten die Gemüter aufs lebhafteste. Sie waren die Heldentaten der Nation. Darin fand man wohl einen gewissen Ersatz für die wenig glänzende Rolle, die man im Westen zu spielen verurteilt war.

Noch einmal kam eine Gelegenheit, das Versäumte nachzuholen. 1700 war der lang erwartete spanische Erbfall eingetreten, 1701 der europäische Krieg darüber ausgebrochen, der »Spanische Erbfolgekrieg«. Er darf uns hier noch weniger in Anspruch nehmen als seine Vorläufer, denn er ging Deutschland unmittelbar gar nichts an. Weder handelte es sich bei dem Streitfall um ein deutsches Interesse, noch war Deutschland bedroht oder angegriffen. Indes die Tatsache, daß der Habsburger Karl, der die spanische Krone beanspruchte, Sohn des deutschen Kaisers war und später (1711) nach dem Tode seines älteren Bruders, Kaiser Josephs I., als Karl VI. selbst deutscher Kaiser wurde, dazu die andere Tatsache, daß sich der Kurfürst von Bayern in alter Gegnerschaft gegen Habsburg zum Bundesgenossen Frankreichs hergab, zogen auch Deutschland in den Krieg hinein. Und eine dritte Tatsache, daß Frankreich im Besitz von Straßburg war, machte Süddeutschland in der ersten Phase des Kampfes zum Kriegsschauplatz. Durch einen konzentrischen Angriff auf Österreich, einerseits vom Oberrhein über Bayern, andererseits von Oberitalien durch Tirol, wollte Frankreich die Entscheidung herbeiführen. Der Plan scheiterte in der Niederlage der Franzosen bei Höchstädt und Blindheim 1704. Damit war der Krieg vom deutschen Boden verscheucht, ja, man konnte nun allen Ernstes an Rückeroberung des früher Verlorenen denken. 1709 war es so weit, daß Ludwig XIV. selbst, durch das fortgesetzte Mißgeschick im Felde entmutigt, die Rückgabe von Straßburg anbot. Da hat die Überspannung der kaiserlichen Forderungen — französische Truppen sollten zur Unterwerfung Spaniens unter den Habsburger helfen — den Frieden vereitelt, und da schon die nächsten Jahre einen vollständigen Umschwung der politischen Lage in Europa und den Zerfall der Koalition brachten, so war die günstigste Gelegenheit unwiederbringlich verloren.

Der Friede von Rastatt 1714 buchte dem Kaiser einen schönen Gewinn: Belgien, Mailand, Neapel. Erst durch diesen Friedensschluß ist Österreich aus einem mit dem Kaisertitel verbundenen deutschen

Territorium und dynastischen Anhängsel Spaniens eine europäische Großmacht geworden. Der Friede, den das deutsche Reich ein halbes Jahr später in Baden schloß — Kaiser und Reich handelten jetzt nicht einmal mehr gemeinsam — ließ Deutschland ohne jede Entschädigung für alle Opfer, die es gebracht hatte, ja, er legte ihm noch einen weiteren Verzicht auf: die Festung Landau wurde französisch und ist es hundert Jahre geblieben.

Überblickt man die Epoche Ludwigs XIV. vom deutschen Standpunkt aus und fragt man, was sie Deutschland gebracht hat, so lautet die Antwort: das französische Übergewicht über Deutschland ist befestigt durch die Wegnahme des Elsaß. Alle Bemühungen, dies rückgängig zu machen, sind gescheitert. Aber auch umgekehrt: das französische Streben nach vollständiger Beherrschung Deutschlands und Erwerb der Rheingrenze ist ebenso gescheitert. Deutschland hat seine Selbständigkeit äußerlich behauptet, es ist nicht schlechtweg französischer Vasallenstaat geworden.

Mit diesem Zustand hat man sich im ganzen abgefunden. Die nahezu einmütige Auflehnung, die zunächst zu bemerken war, ist vererbt. Der Niedergang der französischen Macht im Spanischen Erbfolgekrieg ließ die Gefahr, die von Westen drohte, geringer erscheinen. Es war kein Grund mehr vorhanden, ein für allemal gegen Frankreich Front zu machen. Wenn in späterer Zeit die Erinnerung an die Raubkriege, an die zweimalige Verwüstung der Pfalz als ein Gärstoff dauernder Feindschaft gegen Frankreich im Volke gewirkt hat, so ist davon in der Zeit unmittelbar nach Ludwig XIV. nicht viel zu spüren. Politische Folgen hat es keinesfalls gehabt. Vielmehr gewinnt Frankreich jetzt allmählich wieder einen großen Teil seines früheren Einflusses auf die deutschen Staaten zurück, den es unter Ludwig und durch Ludwigs gewaltsames Vorgehen verloren hatte. Die Erhebung des Kaiserhauses zur europäischen Großmacht weckte auch die alten Besorgnisse wieder, daß ein allzu starker Kaiser der Selbständigkeit der Landesstaaten gefährlich werden könne. Und was ist natürlicher, als daß sie den Schutz wieder dort suchten, wo

ihre Vorfahren im Dreißigjährigen Krieg ihn gefunden hatten? So hat Frankreich wieder eine Gefolgschaft im Reich, durch die es den österreichischen Einfluß bekämpfen und dem Kaiser Schach bieten kann. Die Gegensätze der Weltmächte übertragen sich auf Deutschland. Wie draußen Frankreich auf der einen, England und Österreich auf der anderen Seite einander gegenüberstehen, so gibt es auch unter den deutschen Fürstenhäusern eine französische Partei gegenüber einer österreichisch-englischen, und jeder europäische Krieg, jeder Interessenkonflikt der außerdeutschen Großmächte kann ohne weiteres zu einem deutschen Bürgerkrieg führen. Der Zustand, der im Dreißigjährigen Kriege begonnen hatte, daß Deutschland das Schachbrett war, auf dem die Großmächte ihre Partien spielten, war verewigt.

Er wurde verstärkt dadurch, daß eine ganze Anzahl deutscher Reichsstände zugleich auswärtige Herrscher waren. Der König von Schweden war deutscher Reichsstand, der Kurfürst von Sachsen erwarb 1697 die polnische Krone, und der eine Zweig des Hauses der Welfen, die hannöversche Linie, bestieg 1714 den englischen Thron. Während das Ausland nach Deutschland hineinwächst, wachsen deutsche Fürstenhäuser aus Deutschland hinaus, am meisten von allen freilich das Kaiserhaus, das mit seinen Besitzungen in Ungarn, Belgien, Italien schon viel mehr eine europäische als eine deutsche Macht ist.

Eine tiefgreifende Veränderung hat die Epoche Ludwigs XIV. im Osten gebracht. Die Bedrohung durch die Türken ist verschwunden dank der Eroberung Ungarns durch Österreich. Früher als die Türkei ist auch die polnisch-litauische Großmacht zusammengesunken. Auch von dorthier droht keine Wolke mehr. Aber die Zweifrontengefahr ist damit nicht beseitigt, sie hat nur ein neues und viel ernsteres Gesicht bekommen. An die Stelle Polens ist Rußland getreten. Gleichzeitig mit dem Spanischen Erbfolgekrieg hatte der zweite Nordische Krieg (1700—21) die Gestalt der Dinge im Osten vollständig verwandelt. Die wurzellose Großmacht Schwedens war auf

dem Schlachtfeld von Poltawa 1709 zusammengebrochen. Auch aus dem deutschen Reich verschwand sie fast ganz — nur Rügen, Stralsund und Greifswald erinnerten noch lange daran, daß Schweden einmal die bessere Hälfte von Pommern ganz besessen hatte. Die Mündungen der Oder und Weser wurden dadurch frei. Aber um welchen Preis! Estland und Livland waren die Beute der Russen geworden, Petersburg war gegründet, und die Ostsee gehörte jetzt den Russen, einer Macht von so ungeheurer Ausdehnung und so unberechenbaren Möglichkeiten der Entwicklung, wie Europa sie noch nicht gesehen hatte.

Auch dieser Kampf ist zum Teil auf deutschem Boden ausgefochten worden. Daß der König von Schweden Herr von Vorpommern, der König von Polen zugleich Kurfürst von Sachsen war, führte die russischen Heere schließlich bis nach Pommern, Mecklenburg und Holstein, und es fehlte nicht viel, so wären sie dort geblieben. Peter der Große hat ganz ernsthaft an den Erwerb von Preußen oder von Pommern und Mecklenburg gedacht, die Südküste der Ostsee war eine Zeitlang das Ziel seiner Wünsche. Dazu kam es nicht, aber es blieb eine dauernde Spur dieser Bestrebungen zurück in Gestalt einer russischen Klientel, die der Zar sich in Mecklenburg und Holstein durch Heiraten geschaffen hatte. Zu der französischen und österreichisch-englischen Partei im Reich kam nun allmählich auch eine russische. Deutschland wurde diplomatisch bereits von den Nachbarn zerrissen. Es war noch ein Glück, daß zwischen Frankreich und Rußland ein unüberbrückbarer Gegensatz der Interessen in der türkischen Frage bestand. Während Frankreich seine alten Verbindungen mit Konstantinopel um seiner Handelsbeziehungen in der Levante willen pflegte, strebte Rußland nach dem Besitz der Meerengen. Wäre dieser Gegensatz nicht gewesen, hätten Paris und Petersburg einander schon im 18. Jahrhundert die Hände reichen können, die deutschen Geschicke hätten wohl eine ganz andere Wendung genommen.

Was als letzte Möglichkeit von fernher drohte, war immer wieder

dasselbe Schicksal, das durch die geographische Lage des Landes heraufbeschworen wurde: die Gefahr der Aufteilung zwischen übermächtigen Nachbarn. Wenn eines Tages der russisch-französische Interessengegensatz im Orient aufhörte oder nur so weit zurücktrat, daß die beiden Mächte sich verbanden, so stand ihrem Vordringen von West und Ost wenig mehr im Wege. Aus eigenen Kräften waren die deutschen Staaten, wie sie im 18. Jahrhundert waren, nicht imstande, sich der Aufteilung zu erwehren. Dann konnte Frankreich bis zum Rhein, Rußland bis zur Elbe sich ausdehnen, und was von Deutschland übrig blieb, war dann nur noch ein kleiner Pufferstaat, eine größere Schweiz, aber ohne deren festen inneren Zusammenhalt; vielleicht unter englischem Protektorat, vielleicht auch die südliche Hälfte unter französischem, die nördliche unter englischem oder russischem Einfluß. Es konnte mit der Zeit auch noch weiter getrieben, das Zwischenreich gleichfalls verteilt werden. Die deutsche Nation als selbständige, mitbestimmende Größe im Völkerleben war auf jeden Fall gestrichen.

Es ist in Wirklichkeit ganz anders gekommen. Deutschland hat seine Vergangenheit eines Tages vollständig liquidiert, alle alten Überlieferungen über Bord geworfen und in bewußtem Bruch mit ihnen, im schnurgeraden Gegensatz zu dem Hergebrachten und Bestehenden, den Weg zur staatlichen Einheit und zur Großmacht gefunden.

Wenn das geschehen sollte, bedurfte es allerdings einer gründlichen Umkehr. Eine konservative Politik, die das Bestehende im Staatsleben zu erhalten und zu entwickeln suchte und an den Grundlagen des geschichtlichen Rechts festhielt, konnte hier, wie die Dinge lagen, nur zur Auflösung und zum Untergang der Nation führen. Sollte das vermieden werden, so mußte eine Revolution erfolgen: das Bestehende mußte zerstört, das Reich vollständig aufgelöst und auf seinen Trümmern und aus ihnen etwas Neues geschaffen werden. Das ist geschehen, und daß es geschah, war das Werk des preußischen Staates.